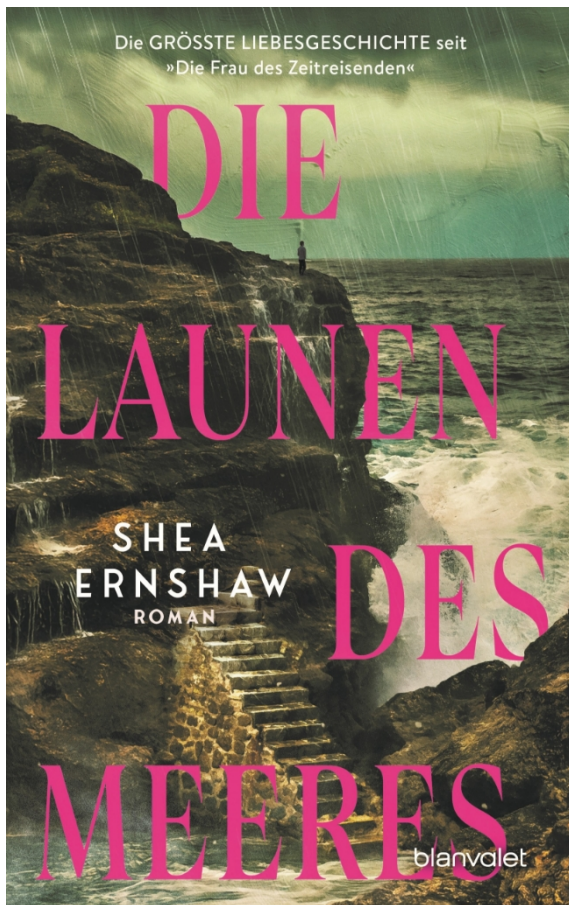




Leseprobe

Shea Ernshaw

Die Launen des Meeres Roman

»Shea Ernshaw ist die Königin des Erzählens. Ihre Geschichten sind traumhaft schön und handeln von eindrucksvollen Landschaften ebenso wie von den Geheimnissen des Herzens.«
Melissa Albert, NYT-Bestsellerautorin

Bestellen Sie mit einem Klick für 23,00 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 19. August 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

Die zutiefst bewegende Liebesgeschichte von Ellie und Clay: mystisch, magisch und wunderschön!

In der Nacht, in der Clay Lockharts Frau stirbt, fegt ein Sturm über die Hebriden. Dabei wird das Land der Lockharts ins Meer gerissen und verschwindet ... Dreißig Jahre später entdeckt die zwölfjährige Ellie eine Insel vor der Küste Kanadas und trifft dort den geheimnisvollen Bewohner von Saltwell Island, den schweigsamen Clay. Als sie nach wenigen Stunden auf das Festland zurückkehrt, ist eine Woche vergangen und Saltwell Island verschwunden. Zwei Jahrzehnte später wird die Insel erneut gesichtet, und Ellie setzt alles daran, zurückzukehren – zu dem Mann, der keinen Tag älter geworden ist ...

Die größte Liebesgeschichte seit »Die Frau des Zeitreisenden«: geschrieben von der »New-York-Times«-Platz-1-Bestsellerautorin Shea Ernshaw!



Autor

Shea Ernshaw

Shea Ernshaw ist Gewinnerin des Oregon Book Award und war mit ihren Jugendbüchern auf Platz 1 der »New York Times« und »USA Today«. Ihre Bücher wurden in über zwanzig Ländern veröffentlicht. Sie lebt in einer kleinen Stadt in den Bergen von Oregon und ist am glücklichsten, wenn sie sich in einem guten Buch verliert, im Wald spazieren geht oder an ihrem nächsten Roman schreibt.

SHEA ERNSHAW
Die Launen des Meeres

SHEA ERNSHAW

DIE LAUNEN DES MEERES

ROMAN

Deutsch von Sonja Fehling

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»Habits of the Sea« bei Atria Books, New York.

Das Zitat von Rainer Maria Rilke auf S. 7 stammt aus
»Das Stunden-Buch«, Leipzig: Insel Verlag, 1918, Seite 43.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe © 2026 by Shea Ernschaw
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Dr. Clarissa Czöppan

Umschlaggestaltung: Favoritbüro nach einer Vorlage
von Danielle Mazella Di Bosco unter Verwendung von Bildmaterial
von plainpicture / John-Patrick Morarescu

Illustration für Buchumschlag und Buchdeckel:
Übernahme der Originalillustration von Danielle Mazella Di Bosco
unter Verwendung von Bildmaterial von Adobe Stock / Pablo,
Shutterstock / Breslavtsev Oleg und stock.adobe.com (KI-generiert)

JaB · Herstellung: AnG

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-1010-7

www.blanvalet.de

Für Sky

*Lass dir alles geschehn: Schönheit und Schrecken.
Man muss nur gehn: Kein Gefühl ist das fernste.*

Rainer Maria Rilke

PROLOG

1952

Clay Lockharts Schreie waren einen Kilometer weit die Küste entlang zu hören, fortgetragen vom späten Januarsturm, der über die Äußeren Hebriden – eine isolierte, windgeplagte Inselkette im Westen Schottlands – hinwegfegte. Der Regen hatte schnell eingesetzt, von einer kalten Böe angetrieben, die durch die alten, klirrenden Fensterscheiben bis in die Knochen drang. In Saltwell – einer kleinen Küstengemeinde an der St Magnus Bay – schlossen die Einwohner ihre Fensterläden, riefen ihre Kinder herein und trieben das Vieh in die Ställe, wie sie es immer schon getan hatten, wenn ein starker Westwind gegen ihre robusten Häuser peitschte.

Clay Lockhart dagegen stieß seine Eichentür auf und stapfte hinaus in den Sturm; in den Armen ein in sich zusammengesunkener, schwerer Körper. Von einem bleichen Schädel floss goldenes Haar herab, die Arme schwingen wie nasse Tücher hin und her.

Die Nachbarn weiter oben die Küste hinauf sahen seine Silhouette im Mondlicht, die ab und zu zwischen den Sturmwolken aufblitzte, und ihnen fiel der weiße Morgenmantel auf, mit dem der Körper in Clays Armen bekleidet war: von der Taille abwärts blutbefleckt.

Er trug sie bis zum Rand seines Grundstücks, zur Klippe oberhalb der mörderischen See, und fing an zu graben. Erst nach einer Stunde war die Arbeit getan, als er sich endlich hinkniete – in den grauen Schlamm, das Haar vom salzigen Regen tropfnass – und sie vorsichtig in die Erde legte; so, wie er es ein Jahrzehnt zuvor schon mit seinen Eltern getan hatte. Dann marschierte er zum Haus zurück, um die beiden kleineren Körper zu holen. Sie waren wie kleine Steine, so winzig wie zwei unreife Kürbisse. Er legte sie neben seine Frau, eng an ihren Brustkorb gebettet, bevor er sich der qualvollen Aufgabe widmete, nasse Erde auf das Drei-Personen-Grab zu schaufeln.

Diese Geschichte – von der Nacht, in der Clay Lockhart seine Frau und seine neugeborenen Zwillinge neben dem Meer begrub – hätte das Einzige sein können, was man sich am nächsten Morgen erzählte. Es hätte die größte Neuigkeit des Tages sein können, die auf den nördlichen Inseln auch Wochen später noch die Runde gemacht hätte, wäre dieses schreckliche Ereignis das einzige in jener ungewöhnlich stürmischen Nacht gewesen.

Doch das war es nicht.

Clay Lockhart stolperte in sein Haus zurück, die Schultern gebeugt vom Gewicht seiner Trauer und der Anstrengung des Grabens. Durch die offene Haustür prasselte lärmend der Regen herein, und als Clay Lockhart im Innern verschwand, schlug der Sturm mit voller Wucht um sich – als würde er nicht mehr vom Meer ans Ufer getrieben, sondern von Hades persönlich.

Es hat geschüttet wie aus Eimern!, würde sein Nachbar Neil Hagdorn, ein besonders übellauniger Schafzüchter, später sagen, wenn er sich an die gewaltige Kraft des Sturms in jener Nacht erinnerte; an das Schwefelgrün, das der Himmel angenommen

hatte. Und daran, wie der Regen auf die Wände sämtlicher Häuser eingedroschen hatte, als hätte er die schwarzen Steine vom Lockmull Beach darauf abgefeuert.

Neil Hagdorn hörte das Knacken des Bodens, das Rauschen des Wassers, wie von einem Erdrutsch, der aus den baumlosen Moorhügeln im Osten über sie herniederging. Das Bersten der Felsen war überall auf den Inseln zu spüren, und viele glaubten, es sei ein Erdbeben oder Benandonner, der legendäre schlafende Riese, der nach seinem jahrhundertelangen Schlummer aufgewacht war und das Land aufwühlte, indem er die Füße und Ellbogen aus der sturmgetränkten Erde reckte. Aber das, was die Hebriden erschütterte, war weder ein Erdbeben noch ein Riese.

Als Neil Hagdorn am Morgen seine Tür aufschwang und die Küste entlangblickte, stellte er fest, dass das weiß getünchte Haus auf der Klippe – in dem Clay Lockhart mit seiner schwangeren Frau gewohnt hatte – verschwunden war.

Doch nicht nur das Gebäude war nicht mehr da: Das ganze Landstück fehlte. Trotz seiner schlimmen Hüfte war Neil der Erste, der den steilen Uferweg hinaufstieg und auf die Stelle hinunterblickte, wo einst das Haus gestanden hatte, und er erwartete, unterhalb der hohen Klippe einen Haufen abgebrochener Balken, Glas und Grundmauern vorzufinden. Aber er sah nur die Wellen, die gegen die Felsen schlugen; vom Haus keine Spur.

Ebenso wenig von dem Land.

Neil hob den Blick und starrte aufs Meer hinaus. Der Himmel hatte sich wieder beruhigt; die Luft war frisch und fühlte sich anders an. So anders, dass Neil sich fragte, ob ...

In den folgenden Jahren wanderten Geschichten weiter von Nachbar zu Nachbar, von einer Inselgemeinde zur nächsten: Legenden von Clay Lockhart, dessen Frau im Kindbett verstorben

war und dessen Trauer so stark und übermächtig wurde, dass sie in einer Sturmnacht den Boden teilte, woraufhin das Haus und die vier Hektar Land, auf denen es stand, sich vom Rest der Insel lösten und in den Atlantik hinaustrieben.

Seemänner, die dem Wahnsinn verfallen waren, Fischer und selbst abgeklärte Kapitäne schworen, die neu entstandene Insel mit dem weißen Haus auf der Felszunge in den entlegensten Winkeln des tiefgrauen Atlantiks entdeckt zu haben. Es gab Männer, die bis zu ihrem Tod darauf bestanden, jemanden auf dieser Insel gesehen zu haben: Clay Lockhart, der – immer noch verrückt vor Kummer – am steinigen Ufer des Eilands entlangwanderte, ohne irgendwelche Anstalten zu machen, die umliegenden Schiffe um Hilfe zu bitten oder den Ort, an dem er Frau und Kinder begraben hatte, je wieder zu verlassen.

Die Insel wurde als Saltwell Island bekannt, ein Geisterschiff, ein legendenumwobenes schwimmendes Stück Land, das man besser meiden sollte. Ein verfluchter Haufen Erde. Im Laufe der Zeit allerdings gerieten diese Warnungen mehr und mehr in Vergessenheit, und die alten Geschichten wurden als Aberglaube und Märchen abgetan. Vermutlich hatte Clay Lockhart sich in jener Nacht vor lauter Trauer von der Klippe gestürzt. Und was das Haus betraf, so hatte es sicher der Sturm zerstört; hatte es in seine Einzelteile zerlegt und ins Meer gefegt, mitsamt der satten, grasbewachsenen Küste. Die Einheimischen erzählten lieber Geschichten von einsamen Inseln, die auf dem Atlantik verschwunden waren, als die Wahrheit weiterzugeben: dass ein Mann vor lauter Kummer ins Wasser gegangen war.

Es sollten noch viele Jahrzehnte ins Land ziehen, bis die flüchtige Insel plötzlich an einer weit entfernten, fremden Küste auftauchte und es jemand wagte, einen Fuß auf ihr felsiges Ufer zu setzen.

Ein Mädchen namens Eleanor Mills, dessen Leben in einer regnerischen Sturmnacht vom Kurs abkam. Ein Mädchen, das man wegen jener Insel in Erinnerung behalten und gleichzeitig wieder vergessen würde. Wegen der Ereignisse, die noch geschehen würden. Und bereits geschehen waren.

KAPITEL 1

2007

Nova Scotia erhob sich aus dem Atlantik wie ein abgebrochener Zahn, den man dem Schlund eines Riesen entrissen hatte. Ich hasste es vom ersten Sommer an, als ich mit dem Zug ankam und Grandma June dort am Bahnhof stand; eine Hand über die Augen gelegt, um sie vor der trägen Nachmittagssonne zu schützen. Ihre Haut war braun gebrannt und rau von den vielen Tagen, an denen sie zwischen den Sandbänken und Gezeitentümpeln am östlichen Ufer von Nova Scotia herumlief, und in ihren Augen lag noch dieses taugleiche saphirblaue Glänzen, als könnte sie an klaren Tagen über den Ozean hinweg bis nach Irland sehen.

In diesem ersten Jahr kannte ich sie noch kaum.

Sie war nur eine Sammlung von Geschichten, die mir meine Mutter erzählt hatte.

Es sollte auch nur vorübergehend sein. *Höchstens ein paar Monate*, hatte Mom gesagt, mich auf die Stirn geküsst und dann in den Zug gesetzt, der mich durch das waldige, zerklüftete Rückgrat Ostkanadas führen würde. *Ich schreib dir bald*, rief sie mir zu, und meine Augen füllten sich mit Tränen, als der Zug langsam anrollte und die traurig graue Silhouette von Ohio hinter ihr versank. Mom hatte eine Stelle an der Westküste angenommen, im

Silicon Valley, und sobald sie eine Wohnung gefunden hätte, würde sie mich nachholen.

Im Verlauf der nächsten Monate kamen ihre Briefe und Anrufe jedoch immer unregelmäßiger. Sie hatte jemanden kennengelernt, einen Kollegen aus der Firma, in der sie als Chefsekretärin arbeitete. Er hatte bereits drei Kinder und ein Haus, das bestimmt auch für mich – ihr einziges Kind – Platz geboten hätte, aber sie sagte nie, dass ich kommen solle. Stattdessen schickte sie Postkarten, adressiert an Eleanor Mills – ein Nachname, den wir nicht mehr miteinander teilten, als sie wieder geheiratet hatte. Ein Vorname, den ich nicht mehr wollte.

Nana June hatte damit angefangen, mich Ellie zu nennen.

Sie sagte, Eleanor sei zu lang und man könne es nicht so leicht über das Rauschen der Wellen hinwegrufen, wenn wir bei Ebbe die Sandbänke absuchten.

Und so wurde Ellie mein Sommername. Ein Name, der mir das Gefühl gab, jemand anderes zu sein.

Ein Name, den Mom nicht einmal kannte. Trotzdem schickte sie mir weiterhin Briefe, in denen sie schrieb, dass ich ihr fehle und sie immer an mich denken müsse, wenn sie aufs Meer hinausblicke und sich vorstelle, wie unsere beiden Ozeane sich berührten; wie sie – der Atlantik und der Pazifik – am zerklüfteten Kap Hoorn in Südamerika aufeinandertrafen. Und dass sie sich dann nicht mehr so allein fühle.

Offensichtlich fehlte ich ihr aber nicht so sehr, als dass sie mir Geld für ein Flugticket geschickt hätte, damit ich bei ihr in dem großen neuen Haus leben konnte, mit Blick auf ein Tal aus funkelnden, von Techkonzernen gespeisten Lichtern.

Ich war nicht mehr die Tochter meiner Mutter. Ich war eine Erinnerung, die sie am liebsten in ihrer Vergangenheit zurückgelassen hätte, für immer verstaubt. Vielleicht war es auch die Er-

innerung an meinen Vater, der sie entfliehen wollte – *ein verdammter Fehler*, hörte ich sie eines Tages bei einem Telefonat mit Nana sagen. Ein One-Night-Stand. Ein Mann, den sie nach dieser einzigen Begegnung nie mehr wiedersah – während sich in ihrer Gebärmutter ein Schwarm eifriger Zellen zu teilen begann. Ein Mann, der bis heute keinerlei Gefühle in meiner Brust auslöst, nicht einmal ein Fünkchen Neugier. Er ist kein Vater, nur ein Erzeuger. Mehr nicht.

Nachdem ich ein Jahr bei Grandma June gewohnt hatte, erlaubte sie mir, die Wände meines Zimmers in einem zerlaufenen Buttergelb zu streichen, und bestand darauf, dass ich von nun an einfach *Nana* zu ihr sagte. Als sie mich in der weiterführenden Schule am anderen Ende des Ortes anmeldete, wusste ich: Mein Aufenthalt hier war nicht mehr vorübergehend. Ich würde für immer an der rauen, regengepeitschten Küste von Nova Scotia bleiben.

Ich fand eine Handvoll Freunde, nicht die Art von Freundschaften, die ein Leben lang hielten, sondern eher lockere – Leute, deren Namen mir später als Erwachsene nicht mehr einfielen. Und jeden Tag nach Schulschluss lief ich den matschigen, salzüberspülten Küstenweg hinauf nach Hause und zählte die Fischerboote, die vom Meer aus in den Hafen zurücktuckerten. Ich sammelte Muschelschalen und glatte Steine am Ufer vor Nanas Haus, und sobald ich heimkam, setzte ich mich hinten auf die Veranda und breitete meine Bücher und Hausaufgabenhefte auf dem Picknicktisch aus, während Nana mir Earl Grey und salzige Aprikosen-Scones brachte, die sie am Nachmittag gebacken hatte.

Auf diese leichte, sorglose Weise schaffte ich es gut durch die ersten Schuljahre.

Bis zum Herbst nach meinem zwölften Geburtstag.

Ein Sturm hatte draußen am Kap Fahrt aufgenommen und traf nun dröhnend aufs Festland. Ich lag im Bett und zählte die Papiersterne, die ich aus mattschwarzem Tonpapier ausgeschnitten und mit marineblauen Fäden an die Decke gehängt hatte: siebenundzwanzig insgesamt. Normalerweise half mir das Zählen beim Einschlafen, doch in dieser Nacht hämmerte der Regen ohrenbetäubend laut auf das Metалldach und der Wind, der aus Richtung der Bucht zu uns herüberbrüllte, schlug den halb abgebrochenen Fensterladen gegen meine Scheibe. Ich war stürmisches Wetter gewohnt; wenn man so dicht am Meer lebte, lernte man, die Gezeiten allein nach ihren Geräuschen einzuschätzen. Ich konnte das schwere Brechen der Wellen hören, wenn sie vor Nanas Haus auf den Strand klatschten, und ihr sanftes *Sch...*, *Sch...*, wenn sie sich zurückzogen und davonflossen wie Wasser in einen Badewannenabfluss. In dieser Nacht jedoch machte der Sturm ein anderes Geräusch.

Es klang wie ein tiefes Schaben.

Wie das Kratzen und Mahlen, wenn Metall über Gestein rieb. Wenn ein Schiff auf Grund lief und die flachen Felsen vor dem Kap seinen Bug in zwei Teile spalteten.

Ein Schiff war an den Felsen vor unserem Haus zerschellt.

Davon war ich überzeugt.

Als ich vom Bett aufstand, konnte ich draußen in der Bucht nur ein kleines Licht erkennen: eine nasse Kugel in weiter Ferne, die von Regen und Wind vor und zurück geschaukelt wurde. An der Hintertür zog ich mir meine Stiefel an und warf mir meinen blauen Regenmantel über, dann stapfte ich zum Ufer hinunter auf das Licht zu. Die Luft roch nach verrottetem Fisch, aber auch noch nach etwas anderem. Ein kaum wahrnehmbarer, leichter Geruch, den ich nicht einordnen konnte – nach frischen Mangos oder Kokosnuss vielleicht, oder nach etwas anderem Exotischem,

dessen Namen ich noch nicht kannte. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass irgendetwas an diesem Sturm nicht stimmte, an dieser Nacht unter den schwindlig machenden Sternen, die man durch die Wolken kaum erkennen konnte.

Trotzdem watete ich bis zu den Knöcheln ins Meer hinein und starrte hinaus auf das einzelne, im Wind flackernde Licht. Ich konnte keine panischen Schreie hören, kein tutendes Horn, um demjenigen, der gerade Dienst im Leuchtturm hatte, zu signalisieren, dass ein Schiff in Seenot geraten war. Ich hätte ins Haus zurückrennen und Nana wecken sollen.

Hätte ich das getan, wäre alles anders verlaufen.

Doch in jenem Alter war ich unerschrocken und eigenwillig. Und dieses Licht hatte irgendetwas an sich, etwas, das nicht von dieser Welt war – es weckte eine Neugier in mir, die ich nicht abschütteln konnte.

Im strömenden Regen schob ich Nanas kleines Fischerboot mit Außenborder den Strand hinunter ins Wasser. Nach zweimaligem Anlassen erwachte der Motor stotternd zum Leben. Nana nutzte das Boot nur noch selten, seit sie keine Krabbenreusen mehr in dem tiefen Wasser, direkt hinter der felsigen Einfahrt, hatte. In den letzten Jahren hatte sie damit begonnen, jeden Morgen, sobald das Wasser sich zurückzog, Venusmuscheln aus den Gezeitentümpeln zu sammeln. Das war nicht so mühevoll, und während sie ging, lockte sie die Weichtiere mit ihrem Gesang an. Die Muscheln schienen sich geradezu in die Becken vor unserem Haus zu stürzen, als wollten sie eingefangen werden.

Das kleine Boot schlug gegen die anrollenden Wellen, aber ich war schon bei schlimmerem Wetter draußen gewesen. Seit einiger Zeit erlaubte Nana mir, allein mit dem Boot rauszufahren, nachdem ich meine Hausaufgaben gemacht hatte. Ich durfte bis zum Kap vor, wo ich den Motor abstellte und den Wellen zusah, wäh-

rend ich vor mich hinräumte, von etwas, das ich nicht genau bestimmen konnte. In mir war ein Durst; eine Sehnsucht nach einer Zeit, die noch nicht stattgefunden hatte.

Ich brauchte gute zehn Minuten, bis ich den äußeren Felsenrand erreichte, der auf natürliche Weise unseren Hafen bildete. Der Wind peitschte mir ins Gesicht. Dennoch schaffte ich es, das Boot sanft an die Felsen heranzusteuern, bevor ich aufstand und zurück zum Festland blickte. Ich konnte weder unser Haus noch den schmalen Strand davor ausmachen. Dafür konnte ich Maylarch erkennen: Einen knappen Kilometer die Küste hinunter schienen diverse Lichter durch den Regen; Boote, die sicher vertäut in der Marina lagen, weit genug entfernt von den verheerendsten Wellen.

Ich drehte mich um und spähte den Pier entlang in Richtung des schwachen, blinkenden Lichts. Meine Augen brauchten einen Moment, um sich an den Regen und das Gebilde zu gewöhnen, das ich für ein Schiff gehalten hatte.

Doch es war kein Fischkutter, der auf Grund gelaufen war – Männer, die sich verzweifelt zu retten versuchten, bevor der durchlöcherzte Rumpf voll Wasser lief –; es war ein Haus mit weißen Wänden und dunklen Fenstern, das auf einem hohen Hügel aus Steinen und Erde stand.

Das Gebilde, das gegen den Steg gekracht war, war kein Schiff.

Es war eine ganze Insel.

In diesem Moment hätte ich Nanas Fischerboot in den Hafen zurücksteuern, mich wieder ins Bett legen und so tun sollen, als hätte ich nichts gesehen. Ich hätte fliehen und nie wieder zurückschauen sollen.

Doch es lief anders.

Mit brennenden Augen, das Haar nass vom Regen, kletterte ich die Felsen hinauf, und als ich die Stelle erreichte, an der die

Insel mit dem Steg verbunden war, watete ich noch durch knietiefes Meerwasser, bevor ich Saltwell Island betrat.

Später würde ich diesen Schritt bereuen.

Ich würde davon träumen, mich fragen, ob ich mir die Dinge, die in jener Nacht passierten, nur eingebildet hatte. Ob die Polizei und die Therapeuten recht hatten und das alles nur ein ziemlich real wirkender Tagtraum gewesen war – die mitternächtlichen Fantasien einer Zwölfjährigen, die ins Meer gegangen und bei ihrer Rückkehr nicht mehr ganz dieselbe gewesen war.

Was diese Theorie allerdings nicht erklären – und nie enträtseln – konnte, war, warum es mir so vorkam, als hätte ich nur eine einzige Nacht auf der Insel verbracht, ein paar Stunden höchstens. Denn als ich nach meiner Rückkehr auf den Stufen von Nanas Veranda saß, zitternd vor Kälte, eine kratzige Wolldecke um die Schultern gelegt, sagte ein Polizist mit Glatze und einem kurz rasierten Schnäuzer, der die Farbe von Möwenfedern hatte – in einem Tonfall, in dem man wohl nur mit traumatisierten Kindern sprach –, ich sei eine ganze Woche lang verschwunden gewesen.

KAPITEL 2

Gegenwart – 2026

Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich das Meer.

Ich habe noch nie jemandem davon erzählt. Aber es ist immer da. Immer in Reichweite.

Mein letzter Patient geht erst, als die Sonne ihr metallisch kupfernes Licht über die Skyline von Seattle ergießt. Fast den ganzen Tag über hat es geregnet, und mein Patient – ein neun Jahre alter Junge, der seinen an Bauchspeicheldrüsenkrebs verstorbenen Vater betrauert – hatte Mühe, sich auf meine Fragen zu konzentrieren. Immer wieder glitt sein Blick zu dem hohen viktorianischen Fenster, das auf die Elmhurst Street hinausgeht und an dessen Glasscheibe der Regen hinablief wie die durchsichtigen Adern eines wässrigen Meereswesens. Normalerweise ziehe ich die Vorhänge zu, wenn ich Patienten habe; sie schauen sonst ständig auf die Straße, um zu sehen, ob der Wagen ihrer Eltern, Großeltern oder Nanny schon vor dem alten Haus hält, das ich im Queen-Anne-Viertel im Norden Seattles gemietet habe. Am späten Nachmittag kam jedoch die Sonne ein Stück heraus, und ich liebe es, wenn sich dieses sanfte Licht in meinem Arbeitszimmer ausbreitet. Deshalb habe ich die Vorhänge offen gelassen.

Die meisten Kinder, die in meine Praxis kommen, wollen nicht hier sein. Sie haben diese Leere in ihren Augen, eine Traurigkeit, über die sie nicht sprechen wollen. Aber irgendwann öffnet sich in ihrem Innern eine Tür einen winzigen Spaltbreit; weit genug für mich, um den Verlust, die Depression, Essstörung, Mobbingfolgen oder Trennung innerhalb der Familie zu erkennen, die sich für die Kinder so anfühlt, als würde die Welt um sie herum einstürzen – genau der gleiche unvermeidliche Mist, mit dem wir uns auch als Erwachsene herumschlagen müssen. Doch auf manchen Kindern lastet ein Gewicht, das ihnen die Luft zum Atmen nimmt und das ich nur allzu gut kenne – als junges Mädchen habe ich mich ebenso ausgeschlossen gefühlt, nicht nur von meinen Klassenkameraden, sondern auch von einer Gesellschaft, einem ganzen Ort.

Ich beende meinen Bericht über den kleinen Jungen – er macht Fortschritte, ganz langsam; doch für Trauer gibt es keinen Zeitrahmen –, dann verlasse ich mein Arbeitszimmer und gehe in die Küche. Rissiger Linoleumboden und traurige blaue Tapeten – zur Farbe von Spülwasser verblasst – begrüßen mich wie Geister aus einer anderen Ära. Das ist der einzige Raum, den man vor meinem Umzug vor vier Jahren nicht renoviert hat. Aber das macht mir nichts aus; mir gefällt es, wenn man die Geschichte eines Ortes noch erkennen kann – die Spuren aus all den Leben, die vor mir hier stattgefunden haben.

Ich gieße den schlammfarbenen Rest meines Tees in die Spüle und starre dann mit leerem Blick aus dem Küchenfenster. Es ist Freitag, und ich bin so müde wie meistens am Ende der Arbeitswoche, sehne mich nach einer warmen Dusche, einem Glas Malbec und einem schlechten Liebesroman, um die Stimmen meiner Patienten auszulöschen, die – ängstlich, schüchtern und oft zögerlich – weiter durch meinen Kopf hallen.

Auf dem Küchentisch stehen noch die Überbleibsel von gestern Abend. Die Teller sind abgeräumt – James hat sie abgewaschen, bevor er gegangen ist –, doch unsere leeren Weingläser thronen dort wie befleckte Erinnerungen an den Moment, als er mit seinem Stuhl zurückrutschte; an den winzigen Hauch von Traurigkeit, Ablehnung, vielleicht sogar Wut in seinem Gesicht. Ich drehe an dem goldenen Ring an meiner linken Hand. »Schau doch einfach mal, wie es sich anfühlt«, hat er gesagt. »Es muss überhaupt nichts bedeuten, aber vielleicht fühlt es sich ja irgendwann richtig an.« Ich will ja, dass es sich *richtig* anfühlt, ganz ehrlich. James ist das, was meine Nachbarin Marisol – die zehn Jahre älter ist als ich und jeden Abend auf ihrer Veranda Menthholzigaretten raucht – als *Mann fürs Leben* bezeichnet. Er sieht aus wie der junge Robert Redford. Er redet im Schlaf – oder flüstert eher – meistens irgendeinen Quatsch, aber die Geräusche beruhigen mich und erinnern mich an den Klang des Meeres, als ich jung war. Er küsst mich so, als würde es ihm wirklich etwas bedeuten, als wäre ich eine Frau, ohne die er niemals leben könnte. Er bekocht mich, bringt mich zum Lachen und erträgt mein Schweigen. Und ich liebe all diese Dinge, ich *liebe ihn*. Trotzdem fühlt sich der Ring, den er mir gestern Abend geschenkt hat, an wie ein Dorn in meinen Fuß. Wie ein Vogel, der einen Flügel verloren hat.

Ich versuche, mir mich als Ehefrau vorzustellen, nicht mehr Ellie Mills zu sein, sondern Ellie Carmichael. Frau von James Carmichael, dem Inhaber eines kleinen französischen Bistros, nur einige Blocks von meinem Haus entfernt. Nach dem College hat er zwei Jahre in Paris verbracht, als Souschef irgendeines berühmten französischen Chefkochs, an dessen Namen ich mich nicht einmal erinnern kann – und genau darum geht es. Mich interessieren diese Einzelheiten nicht, diese Dinge, die sein Leben ausmachen,

und das fühlt sich nicht richtig an. Als er nach Seattle zurückkehrte, eröffnete er sein Café mit dem Geld, das er nach dem Tod seiner Mutter geerbt hatte. Und nun verbringt er sieben Tage die Woche in dem Bistro; er ist leidenschaftlich, ein wenig besessen sogar. Und auch das mag ich an ihm. Seine Hingabe, seinen Ehrgeiz. Aber in den zwei Jahren, die unsere Beziehung nun schon dauert, sind wir nicht einmal zusammengezogen. Ich habe immer gesagt, dass ich noch nicht so weit sei. Und an manchen Abenden, an denen er in meiner Küche steht, will ich ihn gar nicht hierhaben. Es geht nicht um ihn persönlich, ich will dann einfach nur allein sein. In meinem eigenen leeren Haus. Meinem Leben. Als James mir gestern Abend seine Handfläche mit dem goldenen Ring entgegenstreckte und mich mit dieser unglaublichen Hoffnung in seinen braunen Augen ansah, grinsend wie ein kleiner Junge – als hätte er den Schmuck auf dem Spielplatz unter der Wippe gefunden –, krampfte sich alles in mir zusammen. Selbst meine Augenlider wollten sich schließen und den Ring ausblenden, James und den ganzen Moment unsichtbar machen.

»Denk einfach mal darüber nach«, hat er gesagt, wohl wissend, wie vorsichtig er solche Dinge bei mir ansprechen muss. Wohl wissend, dass ich auf so etwas mit Panik reagiere.

Ich nehme die beiden Weingläser, stelle sie in die Spüle und wasche sie kurz aus.

Es eilt nicht, sage ich mir innerlich. Und vermutlich hat James recht. Vielleicht ist das Tragen des Rings, das Ausprobieren, genau die langsame Einleitung eines Antrags, die ich brauche. Eins, zwei, drei und schwups, bist du bereit zu heiraten. Vielleicht höre ich einfach nicht zu den Frauen, die in der Lage sind, sofort und mit völliger Überzeugung Ja zu sagen.

Ich starre auf mein Spiegelbild im Fenster über der Spüle, auf die Umrisse meines Gesichts: langes kastanienbraunes Haar im

Farbton trockener Blätter, an den Spitzen stumpf; grünbraune Augen wie die meiner Mutter; Haut, die sich nach Sonne sehnt, aber schon zu lange keine mehr gespürt hat. Ich sehe aus wie eine Frau, die nur aus scharfen Ecken und Kanten besteht, die man sich nicht anzufassen traut, weil sonst Blut fließen könnte. So müde und überarbeitet, wie ich bin, wirke ich wie eine Person, die ich gar nicht sein will. Weit entfernt von der Frau, die ich in meinen Träumen werden wollte. Ich hatte mir mich immer als Nomadin vorgestellt, als Wanderin, die nie länger als ein paar Tage am selben Ort bleibt – mit sonnengebräunter Haut und durchtrainiert vom Bergsteigen in Indien, Strandspaziergängen auf Bali und wochenlangem Campen an abgelegenen Küstenstreifen im Westen Kanadas.

Je länger ich mich im Fenster betrachte, desto mehr hasse ich die Frau, die mir entgegenblickt. So blass und rückgratlos. Ich habe hier in Seattle Wurzeln geschlagen und weiß nicht einmal mehr, wieso. Abrupt drehe ich mich zur Treppe um. Ich muss duschen und danach ins Bett, doch in diesem Moment summt mein Handy auf dem Beistelltisch im Hausflur.

Wahrscheinlich die Eltern eines meiner Patienten, die einen Termin verschieben wollen. Vielleicht auch ein neuer Patient, der ein erstes Beratungsgespräch mit mir vereinbaren will. Es könnte natürlich auch James sein mit dem Vorschlag, zu mir herüberzukommen und ein spätes Abendessen für mich zu kochen – als Entschuldigung dafür, dass er mir ohne jede Vorwarnung einen Ring überreicht hat. James mit seinem sanften Lächeln und seinen aufmunternden Worten, der immer genau weiß, was er sagen muss, und mich mit seinen starken Händen hält.

Als ich das Handy hochnehme, stelle ich jedoch fest, dass ich die Nummer auf dem Display nicht kenne. Eine Nummer aus einem anderen Bundesstaat. Normalerweise würde ich gar nicht

drangehen und warten, bis sich die Mailbox einschaltet, aber wie von selbst wandert mein Finger zu dem blinkenden grünen Icon, und im nächsten Augenblick halte ich das Telefon an mein Ohr.

»Hallo?«

Die Frau am anderen Ende räuspert sich, als hätte sie gar nicht damit gerechnet, dass sich jemand meldet. »Hi ... äh ... Mist ... Tut mir leid ...« Ihre Stimme klingt so sanft und jung, und ich rechne schon damit, dass sie sagt, sie habe sich verwählt, stattdessen fragt sie: »Ist dort Eleanor Mills?«

»Ja«, antworte ich, bemüht um einen professionellen Tonfall. Also doch die Mutter eines neuen Patienten, wenn sie schon meinen vollen Namen benutzt – den, der auf meiner Webseite und meinem Diplom steht. Wahrscheinlich erzählt sie mir gleich, dass ihr Kind seit einiger Zeit so bedrückt wirke, in der Schule unfair behandelt werde, beim Abendessen nicht reden wolle und das ganze Wochenende nur auf sein Handy starre. Aber ihre nächsten Worte klingen völlig falsch.

»Sind Sie die Eleanor Mills, die Saltwell Island gesehen hat, 2007, an der Küste von Maylarch in Nova Scotia?«

Fast hätte ich das Telefon fallen gelassen. Fast hätte ich aufgelegt. Doch ihre Worte verhaken sich in mir wie verrostete alte Fischköder. *Gesehen*. Als wäre es eine reine Sichtung gewesen; als hätte ich nur einen kurzen Blick auf die Insel geworfen, bevor sie wieder im Nebel verschwand. Als hätte ich sie nie betreten und wäre nie dem Mann namens Clay Lockhart begegnet.

»Ma'am?«, fragt die Frau am anderen Ende. »Sind Sie noch dran?«

Aus meiner Kehle dringt ein Laut, der keinerlei Ähnlichkeit mit einem Wort hat. Er klingt schmerzhaft, erstickt und gepresst.

»Es ist sicher sehr lange her, dass Sie darüber gesprochen haben. Aber ich hoffe, Sie können mir trotzdem ein bisschen was über Ihre Erfahrung erzählen, nur ein paar Einzelheiten. Ich kann auch nach Seattle kommen, für ein persönliches Treffen, wenn das besser ist ... also angenehmer für Sie, meine ich.« Sie schweigt kurz und räuspert sich erneut. »Sagen Sie mir einfach, was Ihnen lieber ist.«

»Wer sind Sie?«

Ich höre, wie sie Papier hin und her schiebt, vielleicht auch faltet. »Tut mir leid, ich hätte mich gleich vorstellen sollen. Mein Name ist Helen Ashcroft, ich habe einen Podcast namens *The Other Grim*. Wir erforschen mysteriöse Vorkommnisse und Legenden, die nie aufgeklärt wurden, und gerade produzieren wir eine ganze Staffel über Saltwell Island. Wir haben schon mehrere Fischer und sogar Captain Elliot von der U.S.S. Constance interviewt, der die Insel 2016 gesehen hat, falls Sie von diesem Bericht gehört haben.«

Klar habe ich davon gehört. Ich weiß noch, wie ich am Schreibtisch vor meinem Laptop saß und mir ein YouTube-Video über Captain Elliot anschaute, in dem er berichtete, die Insel irgendwo im Südatlantik gesehen zu haben. Allerdings konnte ich das Interview nicht bis zum Ende gucken, weil eine Welle der Angst in mir hochstieg und ich das Video wegeklicken musste. Anschließend flüchtete ich nach draußen in den Regen und lief drei Stunden durch die grauen, überfluteten Straßen.

»Aber keiner außer Ihnen hat je behauptet, die Insel betreten zu haben und Clay Lockhart persönlich begegnet zu sein. Ihre Geschichte ...« Sie hält inne, bevor sie weiterspricht. »Ihr Bericht über die Ereignisse ist unglaublich bedeutsam ... und eine Seltenheit. Wir würden so gerne mit Ihnen sprechen und hören, was passiert ist.«

»Ich ...« Meine Stimme löst sich auf, und ich taste mit einer Hand nach der Wand, um mich aufrecht zu halten und nicht auf den Boden zu sacken. »Ich kann nicht«, würge ich hervor. »Ich will nicht ...« Fest presse ich mich mit dem Rücken gegen die Mauer, während sich in meiner Brust eine Schwere ausbreitet, als würde jemand ganz langsam Beton in meine Lungen gießen. »Über dieses Thema spreche ich nicht.«

Ich will schon das Handy vom Ohr nehmen und auflegen, doch sie redet schnell weiter. »Sie haben es noch nicht gehört, oder?«

»Was?«

»Dass es eine neue Sichtung gab? Erst vor Kurzem wurde Saltwell Island vor der Küste von Maine gesichtet.«

Ich schüttle den Kopf, antworte jedoch nicht.

»Von einem Kreuzfahrtschiff. Mindestens zweihundert Leute haben die Insel gesehen, und die meisten haben berichtet, dass sie mitten darauf ein Haus mit weißen Fensterläden erkannt haben, und ein kleineres Glasgebäude weiter unten auf den Felsen, vielleicht ein Gewächshaus, und dass ein Mann am Ufer stand und sie angeschaut hat.« Helen atmet lange aus, als warte sie ab, ob ich doch noch etwas sagen würde, oder als wolle sie sich vergewissern, dass ich überhaupt noch dran bin. »Das ist die bisher größte Gruppe von Leuten, die Saltwell Island gesehen hat. Einige haben sogar Videos davon gedreht. Sie sagen, man könne nun nicht mehr bestreiten, dass es die Insel wirklich gibt und dass Ihre Geschichte wahr ist ...« Erneut schweigt sie, als suche sie nach den passenden Worten. »Sie glauben Ihnen jetzt ... Alle werden Ihnen glauben.« Ich höre, wie sie ins Telefon atmet, während sie auf meine Reaktion wartet.

Sie glauben Ihnen jetzt. Die Worte sind wie ein Schlüssel für eine Truhe tief verborgener Erinnerungen, und plötzlich kommt die

Vergangenheit in meinem Innern frei; ein halbes Leben aus Schmerz, Therapien und Zweifeln dringt an die Oberfläche.

»Es wäre toll, wenn Sie Ihre Geschichte erzählen könnten ... jetzt, als Erwachsene. Und durch Ihre Karriere als Therapeutin bekommt das Ganze noch mehr Gewicht. Keiner wird mehr daran zweifeln. Dieses Interview wird alles verändern.«

Meine Hand mit dem Telefon beginnt zu zittern. »Und ob die Leute daran zweifeln werden«, entgegne ich. »Sie glauben nur das, was sie mit eigenen Augen sehen.«

Helen setzt zu einer Erwiderung an, will mich dazu überreden, es mir noch einmal anders zu überlegen, doch ich lasse das Handy sinken und beende das Telefonat. Meine Knie geben unter mir nach und ich sinke zu Boden. Mindestens eine Minute lang konzentriere ich mich nur auf meinen Atem, während sich in meiner Brust ein altes Stück Holzkohle entzündet und heiße Glut verbreitet – ein Gefühl, das ich schon fast vergessen hatte; das ich so stark unterdrückt hatte, dass ich keine Luft mehr zum Atmen bekam. Doch ein einziger Anruf hat es wieder aufgewühlt, ihm neues Leben eingehaucht.

Während ich den Kopf an die Wand lehne, nehme ich mein Handy wieder hoch und starte eine Internetsuche nach Saltwell Island. Der erste Bericht, der auftaucht, enthält ein Foto, das vom Deck eines riesigen Kreuzfahrtschiffs aufgenommen wurde: Im Vordergrund sieht man die Ecke eines Pools und eine spiralförmige Wasserrutsche, doch da ist noch etwas in der Ferne, draußen auf dem Wasser. Es ist leicht unscharf, weit weg, und man kann nicht genau erkennen, um was es sich handelt. Neugierig klicke ich auf den Link und werde zu einem Artikel aus Brunswick, Maine, weitergeleitet, mit der Überschrift: *SALTWELL ISLAND VON HUNDERTEN GESICHTET*.

Ich überfliege den Bericht, lese hastig die Interviews mit den

Passagieren durch, die erzählen, was sie vor zwei Tagen am frühen Abend gesehen haben.

»Ein Geisterschiff, das plötzlich aus dem Meer aufgetaucht ist.«

»Meine Kinder dachten, es wäre ein Wal oder so etwas, aber als wir näher kamen, konnten wir sehen, wie die Wellen sich an den Felsen brachen.«

»Ich wünschte, ich könnte sagen, dass ich es nicht gesehen habe, aber verdammt ... da waren ein Haus und ein Mann. Ich schwöre, der hat direkt zu uns rübergeschaut, vielleicht hat er sogar gewinkt. Das war das Verrückteste, was ich je gesehen hab.«

»Die Insel war mehrere Minuten da, und wir kamen immer näher ran. Aber dann zog ein Sturm auf, und sie war weg. Wir haben sie nie wieder gesehen.«

Ich schließe die Seite und wähle eine Nummer, die ich auswendig kenne.

Schon beim zweiten Läuten geht sie dran. »Hallo?« Nanas Stimme klingt erschöpft, als hätte sie geschlafen und ich sie gerade geweckt.

»Die Insel wurde wieder gesichtet.« Meine Stimme ist erstickt, heiser von der Meeresluft der damaligen Nacht, als hätte sie sich in all den Jahren in meiner Lunge gesammelt und nur darauf gewartet, wieder an die Oberfläche zu kommen.

Nana schweigt, doch ich kann die Federn ihrer Matratze quiet-schen hören, als sie sich aufsetzt.

»Ich komme dich besuchen«, sage ich schnell, während meine Finger nach der winzigen Jakobsmuschel tasten, die an einer Goldkette um meinen Hals hängt. Nana hat mir die Kette an dem Tag geschenkt, als ich auszog, um mein Studium anzufangen. Eine Erinnerung ans Meer, sagte sie.

»Wann?«

»Ich denke, ich kann heute noch einen Nachtflug bekommen. Ich rufe dich an, wenn ich gelandet bin.«

Meine Montagstermine werde ich vom Flughafen aus absagen, mit der Begründung, dass ich mir ein langes Wochenende gönne. James werde ich texten, dass ich zurück nach Nova Scotia muss, an den Ort, wo es passiert ist. Wo das alles angefangen hat.

Ich fahre nach Hause.

KAPITEL 3

Das Flugzeug wird immer wieder von Turbulenzen erfasst. Ich schlafe kaum und lande um kurz nach acht Uhr morgens in der Nähe von Dartmouth. Mit hämmernden Kopfschmerzen und der Sehnsucht nach einem ordentlichen Drink miete ich ein Auto und fahre die zweieinhalb Stunden nach Maylarch, am südlichen Zipfel der Halbinsel.

Bei der Landung hatte ich sieben verpasste Anrufe auf dem Handy, die meisten von Patienten, aber auch drei von Helen Ashcroft, die sich für ihren unangekündigten Anruf am gestrigen Abend entschuldigt und mich anfleht, doch noch einmal über ein Interview nachzudenken. Ich habe mir vorgestellt, wie ich sie zurückrufe und ihr höflich mitteile, dass sie sich verpissen soll – dass ich neunzehn Jahre und einen Berg an Therapiestunden gebraucht habe, um die Ereignisse zu verarbeiten und mich selbst davon zu überzeugen, dass sie nie passiert sind. Und jedes Mal, wenn eine erneute Sichtung gemeldet wird, ist es so, als würde sich eine neue Bruchstelle in dem auftun, was ich so mühevoll zu reparieren versucht habe. Es hat Jahre gedauert, bis ich mir erfolgreich eingeredet hatte, dass es nie eine Insel gab und auch nicht den Mann, der mich durchnässt vor seiner Tür vorfand, mich in sein Haus brachte und an seinen Küchentisch setzte, bevor er mir einen heißen Tee gab und mich fragte, wie ich dorthin gelangt sei.

Der Himmel über mir ist fad, grau und uninteressant, und Regentropfen verschmieren die Windschutzscheibe, während ich fahre. Als ich endlich in Maylarch ankomme und in die lange, zerklüftete Zufahrt einbiege, verspüre ich gleichzeitig Erleichterung und einen nagenden Schmerz. Dieser Ort ist von Erinnerungen durchzogen: Abendspaziergänge an der steinigen Küste auf der Suche nach Muscheln; Nanas Erdnussbutter- und Apfelkonfitüre-Sandwiches aus dem Picknickkorb, den sie bis zu den äußersten Felsen trug, wo wir die Stürme beobachteten, die über den Atlantik tosten. Aber auch Erinnerungen an später, nach meiner Rückkehr von der Insel an jenem Abend. Zuerst kamen die Einheimischen und stellten Fragen, dann die Reporter und Fotografen, die wissen wollten, wo ich eine Woche lang geblieben war – nachdem ich erst verschollen und dann plötzlich wieder aufgetaucht war, mit einer Geschichte in petto, die einige glaubten, andere jedoch als kindliche Fantasien abtaten. Sie meinten, ich sei wahrscheinlich von zu Hause abgehauen und hätte in einem der alten, verlassenen Hausboote entlang der Küste geschlafen, bis mir irgendwann so kalt und ich so hungrig geworden sei, dass ich am Strand zurück nach Hause gelaufen sei.

Sie wollten mir nicht glauben, dass ich nur eine einzige Nacht weg gewesen war. Dass irgendetwas anderes passiert sein konnte.

Ich parke den Wagen, steige aus und blicke zu dem windgebeutelten Haus hoch: An einigen Stellen blättert die graue Außenverkleidung ab; vom Boden aus wächst dunkles Moos hartnäckig an den Wänden nach oben, dahinter krachen die Wellen unerbittlich gegen die Felsen. Mein Herz klopft, während in meinem Innern scharfkantige Erinnerungen auf mich einschlagen. Ich bin versucht, mich einfach umzudrehen, wieder in den Mietwagen zu steigen und nach Norden zum Flughafen zurückzufahren.

Doch in diesem Moment öffnet sich quietschend die Haustür und Nana kommt heraus.



Mein altes Zimmer ist immer noch buttergelb gestrichen, und über dem Bett hängen die Papiersterne an ihren Fäden – wobei die Spitzen sich mittlerweile einrollen, nachdem sie Jahrzehnte in der Feuchtigkeit verbracht haben. Ich stelle meinen Koffer neben dem begehbaren Kleiderschrank ab, dann ziehen Nana und ich uns aus alter Gewohnheit unsere Regenmäntel über, verlassen das Haus und steigen die sandigen Stufen zum Strand hinunter. Wir folgen diesem Ritual, als wäre keine Zeit vergangen; als hätten wir nicht viele Jahre getrennt voneinander verbracht. Der einzige Unterschied ist, dass sie heute ihre Hand um meinen Ellbogen legt. Vielleicht, um das Gleichgewicht zu halten – ihre Knochen sind nicht mehr so stabil wie früher –, möglicherweise hat sie aber auch Angst, dass ich mich sonst davonmachen könnte, mich aufs Meer hinaustreiben lasse und anschließend mit dem Kopf voller mysteriöser Dinge zurückkomme, die sich in meinem feuchten Haar verfangen haben.

»Was macht die Arbeit?«, erkundigt sie sich lächelnd. Ihre Augen haben ein wenig von ihrem Blau verloren – sie sind jetzt blasser, mehr fischig-weiß –, und ihre Haut ist zerfurcht wie hart gewordener Lehm Boden an einem Sommertag.

Ich senke meinen Blick auf den Sand. Gerade herrscht Ebbe und hat die Felsen bis zur Wasserkante entblößt. »Momentan habe ich einige Patienten, denen es richtig schlecht geht. Ein Junge hat seine Mom verloren und spricht kaum. Aber das braucht einfach Zeit.«

»Es ist gut, was du machst ... diese Arbeit.« Liebevoll tätschelt Nana meinen Arm. »Und dir tut das auch ganz gut, denke ich.«

Nach dem, was mir passiert war, verbrachte ich als Kind so viele Jahre in Therapie, dass es für mich nur eine logische Konsequenz war, selbst Psychotherapeutin zu werden. Ich hatte auch keine Ahnung, was ich sonst mit meinem Leben hätte anfangen sollen. Und ich glaube, aus Nanas Sicht habe ich nie richtig mit der Therapie aufgehört, nur den Platz getauscht. Ein wenig die Richtung gewechselt. Sie denkt, dass ich, während ich mich mit den Erinnerungen meiner Patienten beschäftige, gleichzeitig auch meine eigenen aufarbeite. Was sie allerdings nicht weiß, ist, dass ich die ganze Zeit über versuche, nicht an das zu denken, was sich hier ereignet hat, als ich zwölf war. Ich rede mir ein, dass ich das Ganze schon verarbeitet hätte; dass sich all das nur in meinem Kopf abgespielt hätte und es dazu nichts mehr zu sagen gäbe.

Doch der Anruf der Frau gestern hat eine Wunde wieder aufgerissen, von der ich dachte, sie sei längst verschorft und verheilt, und nun stehe ich hier an ebendiesem Strand, an dem das alles passiert ist.

»Ich habe die Fotos gesehen. Die vom Schiff aus«, sagt Nana in diesem Moment und kommt damit unmittelbar zum Punkt. Sie gehörte noch nie zu den Menschen, die um den heißen Brei herumreden. Wenn man hier draußen, auf der brutalen Seite des Atlantiks, leben und überleben will – so wie sie es tagein, tagaus tut –, muss man sich seinen größten Ängsten stellen und sie schnellstens überwinden, denn es bleibt einfach keine Zeit, sich länger damit auseinanderzusetzen. Es wartet noch härtere Arbeit auf einen, Stürme, die Flut ... Wer an einem Ort wie diesem wohnt, legt sich automatisch eine raue Schale zu.

»Diesmal haben viele Leute gleichzeitig die Insel gesehen«, sage ich, weil ich mit diesem Punkt am meisten Probleme habe. Mit der Anzahl der Augenzeugen, der Beweise – der Fotos und

Videos von einer Insel, die so dicht am Bug eines Schiffes vorbeischwimmt. Und etwas, das sich auf erschreckende Weise mit meinen Erinnerungen deckt: dem Gebäude mit den spitzen Dachvorsprüngen im Zentrum der Insel; auf der einen Seite die Klippe, gesäumt von blassen, windgepeitschten Birken; auf der anderen das weiche, sandige Ufer. Diese Parallelen führen dazu, dass ich gedanklich in den vergessenen Ecken meiner Vergangenheit zu kramen beginne und nach Details und anderen Indizien suche, um mir zu beweisen, dass ich falschliege. Es darf nicht sein, dass meine Erinnerungen irgendetwas anderes sind als eine Folge des kalten Wassers, der Unterkühlung. Das Ganze muss einfach auf Einbildung beruhen; es ist die einzige Möglichkeit, um es loszulassen. Nur so habe ich es geschafft, das alles zu verarbeiten: indem ich mir eingeredet habe, dass es gelogen war; etwas, das ich mir in meinem zwölfjährigen Hirn zusammenfantasiert habe.

»Was sagt James dazu?«

Ich schüttle den Kopf, während ich die schlammigen Fußspuren betrachte, die Nana und ich auf dem nassen Strand hinterlassen, bevor der Sand sie direkt wieder auffüllt. »Ich hab's ihm noch nicht erzählt.«

James weiß über meine Vergangenheit Bescheid, über die Nacht, in der ich verschwand und etwas sah, das ich nicht erklären kann. Von den Erinnerungen, die mich in manchen Nächten hochschrecken lassen – schweißgebadet und nach Atem ringend, als hätte ich zu viel Meerwasser geschluckt. Er weiß von dem Ort und wie hart ich daran gearbeitet habe, ihn zu vergessen.

Aber James ist der Einzige. Außer ihm kennt niemand die ganze Geschichte, weder Freunde noch die Eltern meiner Patienten. Wenn sie meinen Namen in eine Suchmaschine eingeben, finden sie vielleicht den einen oder anderen Zeitungsartikel. Doch die Geschichte ist schon alt; nichts, was sofort aufploppt.

Das ist auch einer der Gründe, warum ich auf die andere Seite des Kontinents gezogen bin: um die Wahrscheinlichkeit zu verringern, dass dort schon einmal jemand von mir oder den Ereignissen gehört hat.

Blinzelnd sieht Nana mich an, und in ihrem Blick liegt ein stummer Vorwurf. »Weiß er denn, dass du hier bist?«

»Er hat mir einen Heiratsantrag gemacht«, antworte ich geradeheraus und wende mich in Richtung Meer ab, während mein Daumen instinktiv meinen Ringfinger berührt. Doch der Verlobungsring ist nicht dort. Ich habe ihn in ein kleines Baumwollsäckchen gesteckt, das ich im Koffer verstaut habe, bevor ich abgereist bin. »Er liebt mich«, sage ich zu Nana. »Er würde mich bis ans Ende unserer Tage lieben, und ich weiß, dass er mir nie wehtun würde.«

Nana atmet hörbar durch die Nase aus. »Aber darum geht es ja nicht, oder? Um *sein* Herz mache ich mir keine Gedanken.«

Ich nicke.

Sie hat James im Sommer vor zwei Jahren kennengelernt. Zu dieser Zeit hatte ich immer wieder nostalgische Gefühle von Heimweh, und seit meinem Auszug fürs Studium war ich nicht mehr in Maylarch gewesen. Zwar telefonierte ich noch fast jeden Tag mit Nana und hatte ihr versprochen, einmal wieder zu Besuch zu kommen – ganz wie meine Mom in meiner Kindheit –, aber ich war mir nicht sicher, ob ich schon bereit war, an den Ort zurückzukehren, wo das alles passiert war. James, der – aufmerksam und liebevoll, wie er ist – bemerkte, dass mein Herzschmerz immer größer wurde, buchte zwei Flugtickets für uns und meinte, es würde mir guttun, zurückzukehren und mich mit dem zu konfrontieren, wovor ich davonlief. Außerdem sei es offensichtlich, wie sehr mir meine Nana fehle. Deshalb sagte ich zu. Ich glaubte ihm sogar, dass der Besuch genau das sein könnte, was ich

brauchte. Und anfangs fühlte es sich auch gut an, als wir dort waren. Wir saßen zu dritt hinten auf der Veranda und tranken Kaffee, blieben bis spät in die Nacht auf, weil wir diverse Flaschen Wein leerten, und gingen in die Stadt, um uns bei Libonelli's mit Knoblauchbrot und Linguine in Muschelsoße vollzustopfen.

Schon bald schienen sich die Stunden jedoch so endlos in die Länge zu ziehen, dass es mir körperlich wehtat, und die Luft fühlte sich zu salzig an in meiner Lunge. Vielleicht lag es daran, dass James hier war – dass meine beiden Leben ineinanderflossen. Das eine, das ich vergessen wollte, und das neue, das ich mir gerade mit James aufbaute.

Er war schon immer mein Ruhepol gewesen. Zuerst waren wir nur befreundet, und ich ging mehrere Abende die Woche zum Essen in sein Café. Aber es dauerte nicht lange, bis er mir anbot, bei mir zu Hause für mich zu kochen. Wir schauten zusammen Filme, er brachte mich zum Lachen, und es ging mir einfach gut, wenn er da war. Mit ihm war alles so leicht – von Beginn an. Auch unser erster Kuss fühlte sich leicht an, genauso wie die erste Nacht, die er bei mir verbrachte. Er fügte sich so nahtlos in mein Leben ein, dass es mir kaum auffiel. Bis er in meiner Küche auf die Knie ging, mit einem Ring in der Hand.

Ein Teil von mir weiß, dass er zu gut für mich ist, zu perfekt – deshalb bin ich skeptisch. Misstrauisch. Nicht ihm gegenüber, sondern dem Leben gegenüber. Als hätte ich schon immer gewusst, dass ich ihn nicht verdiene. Und das ist Selbstsabotage in Reinform. Wäre ich Patientin in meiner eigenen Praxis, müsste ich mich mühsam zusammenreißen, um nicht die Augen zu verdrehen. Selbstsabotage, oh Mann, so vorhersehbar. So furchtbar klischeemäßig. Was Interessanteres, Komplexeres ist mir für meine Psychose nicht eingefallen? Nö. Ich bin genauso einfach gestrickt wie die meisten Leute.

Als wir nach Seattle zurückflogen, gab ich mir das Versprechen, endlich mit der Vergangenheit abzuschließen. Ich würde damit aufhören, an all den guten Dingen in meinem Leben zu zweifeln – als würde ich darauf warten, dass der Ozean mich eines Besseren belehrte und mir eines Tages alles entriß. Ich würde James einfach lieben und nie wieder zurückblicken.

Doch als ich ihn vorgestern Nacht im Kerzenlicht ansah – den Geschmack von Rotwein auf der Zunge – wie er so voller Hoffnung zu mir aufblickte, war es, als würde sich in meinem Inneren ein Schalter umlegen. Eine seltsame, unbeschreibliche Angst erfasste mich, als würde das Leben mich zu etwas drängen wollen, auf das ich nicht vorbereitet war. In eine Richtung, in die ich vielleicht gar nicht gehen wollte.

»Mit der Zeit werden die Leute die Insel wieder vergessen«, versichert Nana mir nun, während der Wind durch ihr graues, welliges Haar streicht. »Das ist doch immer so.«

Nur, dass es sich diesmal anders anfühlt. Diesmal haben so viele Leute die Insel gesehen – oder glauben zumindest, sie gesehen zu haben. Die Fotos werden internationale Aufmerksamkeit erregen, durch die Medien gehen und die alten Gerüchte über Saltwell Island wieder an die Oberfläche spülen. Vielleicht werden sogar noch mehr Reporter auf mich zukommen. Bei der Vorstellung, das alles noch einmal durchzumachen – erneut die ganzen Fragen beantworten zu müssen –, krampft sich alles in mir zusammen. Es ist, als würde jemand mit einem scharfen Messer meine Wirbelsäule entlangfahren und mein Knochengerüst durchtrennen. Ich habe mein ganzes Leben lang versucht, die Vergangenheit zu begraben, aber irgendwie findet sie immer wieder einen Weg ans Tageslicht, zu mir zurück.

Ich verlangsame meine Schritte und blicke Nana an. »Was, glaubst du, ist in der Nacht damals mit mir passiert?«

Sie presst die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. Das Wasser gleitet den Strand hinauf und berührt fast unsere Füße, bevor es sich wieder zurückzieht und zu einer neuen Welle anschwillt. »Dass du mal für eine kurze Zeit verschwinden wolltest ...«, sagt sie leise. »Aber du bist ja wiedergekommen.«

»Ich war eine ganze Woche verschwunden.« In diesem Moment brauche ich ihren Halt und drücke ihre Hand. »Aber mir kam es nur wie eine einzige Nacht vor. Wirklich.«

Sie nickt und tätschelt meinen Arm, als wäre diese Information bloß eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert. Doch ich kann mich noch gut an ihren Gesichtsausdruck erinnern, als die Morgendämmerung anbrach und ich das kleine Fischerboot auf den Strand zusteuerte. Sie stand dort am Ufer, schon angezogen, und hinter ihr war das graue Haus komplett erleuchtet – sämtliche Lampen waren eingeschaltet, was zu dieser frühen Stunde ziemlich seltsam war –, und sie war nicht allein. Fremde – Polizisten und Nachbarn, wie ich später erfuhr – hatten sich auf der hinteren Veranda und im Haus versammelt und fuhren mit ihren Fingern über Karten, die man auf dem Esszimmertisch ausgebreitet hatte, um die Route nachzuvollziehen, die ich genommen haben könnte, falls ich davongelaufen war. Oder die Strecke, die jemand anderer ausgewählt haben könnte, falls man mich aus meinem Zimmer entführt hatte.

In der Sekunde, als das kleine Boot auf den Sand glitt, rannte Nana zu mir, hob mich heraus und zog mich in ihre Arme. Sie schluchzte, weinte bitterliche Tränen, die auf mein Haar tropften. Damals verstand ich nicht, warum sie so erschüttert war und warum so viele Polizisten und Suchtrupps den Strand nach Spuren von mir durchkämmt hatten. Ich war doch nur ein paar Stunden weg gewesen. Es erstaunte mich, dass Nana überhaupt mein leeres Bett bemerkt hatte. »Wo bist du nur gewesen?«,

fragte sie immer wieder, und ihre Hände zitterten vor Erleichterung.

»Auf der Insel da drüben«, erklärte ich ihr. »Die ist auf die Felsen am Kap aufgelaufen.« Doch als ich mich umdrehte und hinaus aufs Meer deutete, zu der steinernen Landzunge, wo der Sturm sich langsam auflöste, war dort keine Insel mehr zu sehen. Sie war schon lange weitergezogen. Genau wie der Mann es gesagt hatte.

Zurück im Hier und Jetzt sieht Nana mir direkt in die Augen, und auf ihrer Stirn bilden sich Falten. »Ich weiß, du möchtest lieber glauben, dass du dir das alles nur eingebildet hast. Ich verstehe, dass es so leichter für dich ist.« Mit einem Ausdruck der Entschlossenheit streckt sie das Kinn vor und spitzt die Lippen. »Aber du warst kein Kind, das sich Geschichten ausgedacht oder gelogen hat. Was auch immer in der Nacht damals passiert ist ...« Sie räuspert sich und ihre Miene wird ernst. Beim Blick in ihre graublauen Augen muss ich an einen Wintersturm denken. »... woran auch immer du dich noch erinnerst ... es ist wahrscheinlich wirklich so gewesen.«



Mein altes Zimmer ist das reinste Museum, ein Relikt.

In jeder Ecke lauert mein jüngeres Ich.

Der Wind schlägt brüllend gegen die Fenster, jedes Mal zucke ich zusammen. Ich versuche, mich an eine Zeit zu erinnern, als ich die Böen beruhigend fand, als ich zum Geräusch der tosenden Wellen und der heulenden Ostwinde einschlief, die sich in den Dachvorsprüngen verfangen. Damals war ich noch ein anderer Mensch.

Das Bett ist frisch gemacht, die Bezüge duften nach Salz und Basilikum. Als ich noch kleiner war, steckte Nana immer Kräuter

in mein Kopfkissen, damit ich besser einschlafen konnte. An diesem Abend jedoch dringt die kalte Seeluft durch meinen Baumwollschlafanzug und meine dicken Socken, und ich ziehe die schwere Patchworkdecke bis zum Kinn hoch.

Auf dem Nachttisch summt mein Handy, blaues Licht erhellt den dämmrigen Raum, während ich danach greife. Es ist James. Ich habe ganz vergessen, ihm zu schreiben, wo ich bin. Wahrscheinlich macht er sich Sorgen, vor allem, nachdem er mir bei unserem letzten Gespräch einen Ring an den Finger gesteckt hat und ich nun meine Koffer gepackt habe und verschwunden bin. Vermutlich denkt er, ich sei abgehauen, weil ich den Druck nicht ausgehalten hätte.

Trotz allem lege ich das Handy zurück auf den Tisch.

Immerhin habe ich deswegen ein schlechtes Gewissen. Nur ein herzloser Mensch würde zulassen, dass er sich weiter Sorgen macht. Und ich weiß auch, dass mir ein Telefonat mit ihm guttun würde: seine Stimme zu hören, das Kratzen in seinem Atem von der rauen Luft in Seattle, ein Stück Normalität. Andererseits könnte es auch alles schlimmer machen und den dünnen Faden lösen, der mich noch zusammenhält. Ich muss eine Zeit lang allein sein, hier in dem alten Strandhaus, wo alles passiert ist.

Mein Handy hört auf zu summen, dann wird das Display schwarz.

Ich steige aus dem Bett und stelle mich ans Fenster. Die Erinnerung lässt sich leicht zurückholen: das flackernde Laternenlicht draußen am Kap; der Regen, der gegen die Scheibe prasselte. Nachdem ich die Felsen erreicht und das kleine Boot vertäut hatte, kletterte ich an Land. Ich taumelte ein wenig, meine Beine mussten sich erst an den Untergrund gewöhnen. Er fühlte sich seltsam an, stellenweise glatt und matschig; ein reichhaltiger Boden, gut geeignet zum Anbau von Obst und Gemüse.

Vorsichtig stieg ich die steile Anhöhe hinauf, bis ich auf einen ausgetretenen Pfad stieß. Und da war es: das Haus. Wie der unbeugsame Mast eines Schiffes ragte es über mir auf: weiße Wände und ein Steinkamin, aus dessen Innern sich Rauchwolken in den nassen Himmel emporschraubten.

Jemand war im Haus.

Mehrere Sekunden lang stand ich einfach nur da, scheu und verunsichert von dem, was ich sah. Es fühlte sich an wie ein Traum – ich glaube, deshalb fiel es mir später auch so leicht, mir einzureden, dass es genau das war. Dass ich mein Bett vielleicht gar nicht verlassen hatte. Oder schlafgewandelt hatte.

Zuerst erreichte ich das Gewächshaus, ein rechteckiges Glasgebäude, das von einer Schicht aus Moos und Schimmel überzogen war. Ich warf einen Blick hinein auf die Weinranken und wuchernden Grünpflanzen, die sich eng an die grau werdenden Fensterscheiben pressten. Dann jedoch wurde meine Aufmerksamkeit vom Wohnhaus abgelenkt, von den strahlenden Lichtern darin. Was ich für einen einzelnen Schein gehalten hatte, waren in Wirklichkeit mehrere; das ganze Haus war erleuchtet von Kerzen. Ich kroch weiter die Böschung zur Hinterseite hinauf, aber auf dem feuchten Gras gerieten meine Stiefel immer wieder ins Rutschen, und mein Haar war mittlerweile vollkommen nass. Ich hatte keinen Plan, keine konkrete Idee, was ich tun würde, sobald ich am Haus ankäme. Ich war ein Kind, das sich von seiner Neugier antreiben ließ; von der Hoffnung, dass hier ein Märchen wahrgeworden war. Was ich gerade tat, war leichtsinnig und dumm, doch das würde mir erst später klar werden.

Die Steinstufen waren schwarz vom Regen, und der Wind heulte mir in die Ohren wie das weit entfernte Klagen eines sterbenden Wolfs. Schließlich legte ich die Hand auf den Knauf der Hintertür – vollkommen angstfrei in meiner Naivität. Ich würde

einfach hineingehen, vor dem Sturm flüchten, uneingeladen und ohne eine Ahnung von dem, was mich drinnen erwartete. Aber bevor ich den Knauf bewegen konnte, legte sich eine Hand um meine Schulter – ein starker, bohrender Griff –, und als ich hochblickte, sah ich einen Mann über mir, dessen Gesicht halb von der dunklen Kapuze eines Regenmantels verdeckt wurde. Er schob die Tür auf und zog mich ins Haus.

Mir schlug das Herz bis zum Hals, was mich davon abhielt, laut zu schreien, da die notwendigen Muskeln nun anderweitig beschäftigt waren. Doch nachdem der Fremde die Tür hinter uns zugeknallt hatte, ließ er mich genauso überraschend wieder los, wie er mich gepackt hatte, und ging mit großen Schritten durch die trockene, nach Erde riechende Küche zu einem Ofen hinüber. Das schummrige Licht, das den Raum beleuchtete, enthüllte einen groben Dielenboden, Gipswände, eine alte Kochvorrichtung und eine Spüle, die sicherlich über einen Brunnen befüllt wurde. Teller und Tassen waren ordentlich auf Regalbrettern gestapelt, die man mit Frontleisten versehen hatte, um zu verhindern, dass das Geschirr bei stürmischem Wetter herunterfiel. Genau diese Entdeckungen faszinierten mich am meisten; die kleinen Dinge, an denen mein Blick hängen blieb und die ich in meinem Gedächtnis abspeicherte: die Wanne voller Schuhe, die hochkant darin aufgereiht waren; die Lederriemen, die man um die Esszimmerstühle binden konnte, damit sie nicht umstürzten. Das Haus war wie ein Schiff eingerichtet. Es war zum Segeln gedacht. Es hatte schon den Ozean durchquert, war durch Regen, Stürme und Gewitter gereist.

Der Mann sagte nichts, stand nur mit dem Rücken zu mir vor dem Ofen und wärmte seine Hände am Feuer. Auch ich sehnte mich nach der Wärme, wagte es jedoch nicht, näher heranzugehen. Stattdessen räusperte ich mich und wollte zu sprechen an-

